

Weisch no...

Ja, wissen Sie noch, liebe Leserinnen und Leser, als es ohne «Rationierigmärkli» nichts zu kaufen gab? Und selbst mit diesen Marken war nicht alles zu haben.

Damals, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, während der Weltwirtschaftskrise in den dreissiger und des Zweiten Weltkrieges in den vierziger Jahren, kannte die grosse Mehrheit des Volkes vieles nicht, das heute selbstverständlich ist.

Damals, während des Zweiten Weltkrieges, war es nicht möglich, einfach in ein Geschäft zu gehen und zu kaufen, wonach das Herz gerade begehrt. Es war beispielsweise nicht möglich, sich einfach ein neues Kleidungsstück zu kaufen. Erstens war das sehr Geld knapp und zweitens eben alles rationiert. Man brauchte für alles und jedes «Märkli». Sowohl für Textilien, Schuhe, Toilettenartikel, Waschmittel wie selbstverständlich auch für die Lebensmittel. Wobei nicht einmal alle Lebensmittel erhältlich waren. Frische Eier gab es, soviel ich mich erinnern kann, eines pro Woche und Person. Dafür war als Frischei-Ersatz Eipulver auf dem Markt. Auch Butter, Fett, Öl, Schokolade, Kaffee usw. bekam man nur in kleinen Mengen zugeteilt. Milch gab's für Familien mit Kindern etwas mehr. Teigwaren, sogar Hülsenfrüchte waren rationiert. Ebenfalls Brot – in den Regalen der Bäckereien lag ausschliesslich Schwarzbrot, das erst noch nicht frisch verkauft werden durfte. Zucker wurde durch Sacherin ersetzt. Und Fleisch konnte höchstens am Sonntag auf den Tisch gebracht werden. Ich sehe die Menschenschlangen vor der Metzgerei Bussinger an der Schlossstrasse jetzt noch vor mir, wenn es jeweils mittwochs Blut- und Leberwürste gab. War das ein Festessen in jener Zeit!

Rationiert war auch Brennmaterial, das heisst die Kohle, Eierkoks und Briketts. Heizöl gab's damals noch nicht, hätte in den erforderlichen Mengen auch nicht importiert werden können. Und wozu auch Heizöl, da Zentralheizungen und Ölföfen fremd waren? Die Wohnungen wurden mit dem Holzofen beheizt. Um Briketts zu sparen, wickelte man sie dick in Zeitungspapier ein. Das hielt dann länger vor. Und Holz holte man mit dem «Holzercharre» im Wald, aber nur mittwochs und samstags. An den anderen Tagen war das Holzen verboten. Ach, wie war damals der Waldboden sauber! Um überhaupt Heizenergie zu sparen, heizte man den Ofen in der guten Stube meist nur an hohen Feiertagen, eher selten auch mal sonntags ein. Man lebte in der Küche. Die damaligen Küchen waren in der Regel recht gross und meist auch noch mit einem Holzkochherd ausgerüstet. Man machte, vor allem im

Winter, in der Küche auch Toilette, denn Badezimmer kannte man nicht. Sie waren ein Luxus, den sich nur gut Betuchte leisten konnten. Dass die Schlafzimmer unbeheizt waren, versteht sich von selbst. In kalten Wintern froh sogar der «Potschamper» ein. Das eiskalte und oft sogar mit einem Raureifschleier überzogene Bett wärmte man vor mit einem «Chirsistei-Seckli», das im «Zwischenöfeli» oder in der Kunst, sofern eine vorhanden war, gewärmt wurde, oder mit einer Bettflasche. Man schlüpfte in ein «Barchet-Nachthemmli» und zog darüber noch ein Bettjäckchen an. Und die kalten Füsse steckte man in dicke Bettsocken, selbst gestrickte.

Da Kleider nur gegen Märkli zu haben waren, wurden sie immer wieder geflickt, gewendet und aus alten neue genäht. Und zum Schutze der Kleidung trug man Schürzen, auch auf der Strasse. Eine Frau ohne Schürze wurde etwas scheel angesehen. Es gab sogar Schürzen für den Werk- und für den Sonntag. Wie es auch spezielle Sonntagskleidung gab. Diese musste jahrelang vorhalten. Auch die Seidenstrümpfe (Nylonstrümpfe lernte man erst nach dem Kriege kennen) wurden geflickt. Diese heikle Arbeit übernahm meist die Strumpfflickerin. Und die Schuhmacher, von denen es in Pratteln mehrere gab, hatten immer genügend Arbeit. Denn durchgelaufene Schuhe warf man nicht weg, man liess sie sohlen oder sohlte sie selbst, auf dem Schuhstöckli. Waschen tat man die Wäsche auch weit weniger häufig. Denn beim Waschen war der Verschleiss zu gross. Zudem störte es niemanden, wenn irgendwo ein kleines Fleckchen sass.

Und von Bergen, wie beispielsweise von Abfallbergen, konnte keine Rede sein. Der Anfall von Abfall war erstens äusserst gering; und zweitens verwertete man alles, was irgendwie zu verwerten war. Einschliesslich Lebensmittel, sofern es damals überhaupt Lebensmittel-Resten gab.

Da kommt mir gerade noch in den Sinn, dass man sogar, gezwungenermassen, Zeitungspapier «reziklierte». Man schnitt es in handliche «Zettel» und verwendete es als Toilettenpapier.

Und heute? Heute sind wir eine Anspruchs- und Wegwerfgesellschaft. Wir stellen immer höhere Ansprüche an alles und jedes. Und wir werfen Altbewährtes über Bord, wir schätzen – auf allen Gebieten – das nicht mehr, was wir haben.

